



Man stirbt in Mahagonny teilweise unappetitlich, teilweise lustig wie hier Joe (Ruben Drole) im Ring mit Moses (Christopher Purves), und man weint den Toten keine Träne nach. Bilder Tanja Dorendorf

Wie man sich bettet, so liegt man

OPERNHAUS Paul kann den Whisky nicht bezahlen. Er wird zum Tod verurteilt. Brechts und Weills «Mahagonny» ist vieles, Kritik am Kapitalismus, anarchische Feier des Lebens, Revue und kulinarische Oper – im Opernhaus ist sie jetzt vor allem eine nicht gerade packende grosse Veranstaltung.

Ein bühenbreites schmales Display an der Rampe, das auf unterschiedlicher Höhe zum Einsatz kommt, ist die neue famose bühentechnische Errungenschaft des Opernhauses. Der Videodesigner Chris Kondek lässt zum Vorspiel von Kurt Weill darauf Ausschnitte von Verfolgungsjagden mit allen dazugehörigen Autokarambolagen laufen – Videoschnitt und Musik passen witzig zusammen, und die Auführung beginnt in einem Tempo, das ein Versprechen für den Abend ist. Eingehalten wird es nicht. Die Geschichte vom «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» (so der vollständige Titel der 1931 in Leipzig uraufgeführten Oper) nimmt einen eher zähen Verlauf, und sie mündet schwerfällig in die sich hinziehende Passionsszenarie um den hingerichteten Paul Ackermann, der seinen Whisky nicht bezahlen konnte.

Vom Tempo zum Stillstand

Nach dem rasanten Beginn mit der Havarie des Gaunertrios in der Wüste wäre einiges mehr an szenischem Pepp zu erwarten, als der Regisseur Sebastian Baumgarten hinter dem hochgefahrenen Display auf der Bühne mit einem kulissenhaften Autowrack und einem Gebäude mit Bar und Garage entwickelt. Auch ist Karita Mattila, die mit ihren Registern laboriert, dem dominanten Format der Begbick stimmlich nur bedingt gewachsen, und auf der Bühne (Barbara Ehnes) wird weder der Aufstieg der zur Abzocke der Goldwäscher und Holzfüller gegründeten Spassstadt Ereignis noch der Einzug ihrer Hauptattraktion: der Flittchen-truppe mit Jenny und ihrem Ohrwurm «Oh! Moon of Alabama» an der Spitze.

Mit ihrer Revue-Einlage an der Rampe, die nicht mehr ist als die Trashvariante eines veritablen

Showauftritts, kann Annette Dasch, die einiges Flair dafür hätte, nicht eben punkten und kommt eher bieder als verwegen daher. Szenischer Stillstand ist dann mit der nächsten Nummer erreicht, wenn Willy und Moses (Michael Laurenz und Christopher Purves) für Mahagonny Werbung machen.

Zum Glück kommen dann Paul Ackermann mit dem expressiv gestaltenden Tenor Christopher Ventris als stark präsen-te Figur ins Spiel, und ins Spiel kommt der Hurrikan, der auf Mahagonny zu-

rast. Der musikalische Aufruhr, den Kurt Weill hier mit dem Blick auf packende Operndramaturgie veranstaltet und unter der Leitung von Fabio Luisi vom Ensemble und Orchester prägnant herausgearbeitet wird, holt die Temperatur im Opernhaus aus dem drohenden Gefrierpunkt. Die Videos der läppisch gegen den Sturm kämpfenden TV-Reporter, die man jüngst aus den USA zu Gesicht bekommen hat, setzen im witzigen Gegenwartsbezug einen sarkastischen Kont-rapunkt.

Reichte es, um die Frage zu beantworten, worauf dieser Opernabend hinaus will? Dass die Antwort eher schwierig ist, liegt am Werk selber. Weills Musik, die zwar viele Stile vom Jazz über

Bänkelgesang bis zur bachschen Passion vieles zitiert und originell schräg wie dissonant und eigenwillig instrumentiert verarbeitet, ist immerhin attraktiv, schöne Saxofonstellen, schrill-sige Rhythmen und «Kulinarisches» mehr serviert das opulent präsen-te Orchester. Auch sind die Songs nicht umsonst als Ohrwürmer ins Chansonrepertoire eingegangen.

Faketöne und wahre Musik

Diese Musik kann aber auch ver-fänglich sein: Pauls Arie vom «verdammten Tag», die Ventris zu einem eindrücklichen Höhepunkt des Abends macht, hört man als existenzielle Musik, die den Autoren wie der Bühnenfigur gilt. Auch die Liebespoesie von Jenny und

Paul – sie könnte in ihrer Verlorenheit wohl zarter klingen – ist wohl kaum mit Faketönen gezeichnet. Ob die herausposaunten nihilistischen Devisen der im Stück dem Untergang geweihten Gesellschaft gehören oder ob sie Brechts Zeigefinger diktiert, ist schwer zu entscheiden.

«Mahagonny» war von Brecht als eine zugleich mit Blick aufs bürgerliche Opernrepertoire von ihm so genannte «kulinarische Oper» gedacht wie auch als ihre Kritik. Wie das zusammengehen sollte, beantwortet auch die Neuinszenierung im Opernhaus nicht schlüssig. Offen bleibt, ob anarchische Freiheit und rücksichtslose Lustbefriedigung gefeiert oder denunziert werden, ob das Geld verteuft oder die freche Aneignung propagiert wird. Und mehr provokativ als schlüssig erscheint das Ende vom Lied, die trübe Blasphemie der Passion Christi, die in die Gerichtsszene, Hinrichtung und Grabprozession des Helden Paul Ackermann montiert ist. Sie langweilte mehr, als sie mit ihrer Leichenfledderei aufregte.

Laues Fazit

Mehr als ein wie auch immer gearteter Kern der «Mahagonny»-Oper treten einzelne Nummern in den Vordergrund, die auf der Comicbühne ebenso am Platz wären wie im Opernhaus. Da hat Iain Milne seinen Auftritt als Jakob («Ich ässe gern mich selber»), der sich unappetitlich komisch zu Tode frisst. Ruben Drole gibt lustig den prahlerischen und hasenfüssigen Boxer Joe, der tollpatschig auch zu Tode kommt. Der Männerchor steht vokal potent an vor dem Puff («Jungens, macht rasch, denn hier gehts um Sekunden»), in der abgefeimten Gerichtsszene hat Christopher Purves als Ankläger einen pointiert windigen Auftritt.

Der Querschnitt von allem ist Theatervergnügen im laueren Spannungsfeld, das einen akzeptieren lässt, dass alles – Stück, Aufführung und man selbst – der Devise des Abends folgt: «Wie man sich bettet, so liegt man.»

Herbert Büttiker

Wir sind alle Klammer

LITERATUR «Der Tag, an dem es 449 Franz Klammer regnete»: Gion Mathias Cavelti bringt in seinem neuen Buch die Weltzeit durcheinander. Geschaffen wird eine neue skigöttliche Ordnung.

Franz Klammer ist ein «Skigott». Diese Zuschreibung wird erst lächerlich, wenn sie von Gion Mathias Cavelti wörtlich genommen wird.

Am 8. Februar 1974 rast Franz Klammer auf dem Weg zu Olympiagold dem Ziel zu. Er muss dafür die Zeit von Bernhard Russi unterbieten. Auf einer Welle hebt Klammer ab, gerät in dichten Nebel, und wie er wieder zu Boden kommt, liegt unter ihm Jesus zerquetscht und tot. Aus die Maus für das Christentum.

Darob sind im Jerusalem des Jahres 33 nicht alle erbaut. Franz Klammer muss fliehen, er findet Hilfe beim Haupt von Johannes dem Täufer, der ihm den Weg aus der Stadt weist. Gemeinsam machen sie sich auf eine Reise zurück in die Vergangenheit. Sie besuchen die Seleukiden und die Mayas, bis sie schliesslich am «wahren Nullpunkt» ankommen, hinter dem ...

Wilder Ritt

Aber lassen wir das. Die Zeit gerät einfach aus den Fugen. Der theologisch versierte Gion Mathias Cavelti orchestriert diesen wilden Ritt mit ebenso viel erlesenem Wissen wie mit überschäumender Fantasie und lästerlichem Humor.

«Wir sind alle Franz Klammer», zieht er ein Fazit, das einzig auf Bernhard Russi nicht zutrifft. Franz der Skigott mag keine Nebenbuhler. Das gilt vermutlich auch umgekehrt, je nach Parallelwelt, in der wir leben. Dafür schaut Russi allen bösen Geistern der Welt ähnlich.

Cavelti vernudelt die mystische wie mysteriöse Kulturgeschichte surreal-ironisch zu einem Zirkus der Eitelkeiten. Die Reise zu den gnostischen, makabereren, blutigen Ritualen verrät einen absurden Witz, der zum Lachen reizt. In all dem Verrat, Gerücht und Gezücht steckt aber vielleicht doch ein bisschen Wahrheit, wer weiss?

Sein Buch ist eine amüsante Zeitreise, turbulent und vor intellektuellem Übermut strotzend. Darob geht fast vergessen, dass Franz Klammer ja erst am 5. Februar 1976 zu Olympiagold fuhr. Und eine Welle, auf der er vor dem Ziel abheben könnte, lässt sich auf den historischen Aufnahmen auch nicht erkennen.

Alles einerlei, denn es geht hier um mehr. Das Haupt von Johannes dem Täufer will die kosmische Schöpfung am Nullpunkt auslöschen, damit nichts nie gewesen sein würde. Da kennt er aber den Franz schlecht.

Embryos mit Startnummer

Nach der finalen Explosion erschafft der die Welt neu aus seinem Bewusstsein heraus, mit «ganz vielen Franz-Klammer-Embryos», die alle schon eine Startnummer tragen. Sie werden zum Leben erweckt, sobald er sie als Urvater mit den sieben Urmüttern gezeugt haben wird.

So ist die Welt gerettet und nach den skigöttlichen Vorstellungen neu eingerichtet: mit Schnee, hohen Bergen und Gailtaler Kasnudeln für alle – aber bitte «gekrendelt, nicht gepupft». Und wie um das Happy End zu versüssen, strebt Franz Klammer zuletzt doch dem Olympiagold entgegen, an jenem 8. Februar 1974.

Beat Mazenauer, sfd



Die liebe Not mit der Liebesfreude auch hier. Aber irgendwie sind Jenny und Paul (Annette Dasch und Christopher Ventris) auch ein Liebespaar.

«Eine Welt, die knallhart auf Geld ausgerichtet ist, bringt auch heute noch die Themen hervor, die in dieser Oper behandelt werden.»

Sebastian Baumgarten,
Regisseur